

Prolog



„Mama, kannst du es mir nicht verraten?“ Cara hielt ihr Lieblingsspielzeug fest und streichelte das kleine Plastikpferd, als könnte es auf ihre zärtliche Berührung reagieren. Die braunen Erhöhungen, die wie ein Fell aussehen sollten, waren längst zu einem hellen Beige verblasst.

Mama hielt das abgegriffene Lenkrad schweigend fest, während sie über Schotterstraßen fuhr, auf denen Cara noch nie gewesen war. Durch die offenen Fenster flog Staub ins Auto und blieb an Caras verschwitztem Gesicht kleben; der Kunstledersitz fühlte sich unter ihrer Hand heiß an. Mama drückte aufs Bremspedal und fuhr im Schrittempo über eine Brücke. Solche überdachten Brücken hatte Cara auch noch nie in ihrem Leben gesehen. Die holprigen Holzplanken rüttelten Cara durcheinander. Sie hüpfte auf dem Sitz auf und ab, als rutsche sie in einem Pappkarton eine Treppe hinunter.

Mama streckte den Arm zum Beifahrersitz herüber und fuhr mit der Hand über Caras Hinterkopf, um einen ihrer Haarwirbel glatt zu streichen. Obwohl Mama ihre Haare kurz schnitt, standen sie trotzdem eigenwillig in alle Richtungen ab. „Wir besuchen eine ... eine Freundin von mir. Sie ist amisch.“ Sie legte den Zeigefinger auf ihre Lippen. „Du musst das tun, was die Mutter von Jesus tat, wenn sie kostbare Momente erlebte: Sie bewahrte sie in ihrem Herzen und dachte darüber nach. Ich weiß, dass du unser Tagebuch liebst, und dass du alles darin aufschreibst, aber dieses Mal darfst du das nicht tun. Von dem Ausflug, den wir jetzt machen, darfst du kein Bild malen und kein Wort schreiben. Du darfst auch deinem Vater kein Wort davon erzählen, okay?“

Das Sonnenlicht brannte hell auf sie herab, als sie aus der überdachten Brücke wieder hinausfuhr. Cara suchte die Felder nach Pferden ab. „Fahren wir zu deinem Versteck?“ Cara hatte ein Versteck, das ihre Mutter auf dem Dachboden hinter der Wand für sie gebaut hatte. Dort tranken sie manchmal miteinander Tee, wenn sie Geld für Teebeutel und Zucker hatten. Wenn Daddy seine Ruhe brauchte, zog ihre Mutter

sie schweigend in dieses Geheimzimmer. Wenn ihre Mama bis abends nicht kam und sie holte, schlief sie dort und schlich sich nur kurz heraus, wenn sie zur Toilette musste.

Mama nickte. „Ich habe dir gesagt, dass jedes Mädchen einen schönen Ort braucht, an dem es sich eine Weile verstecken kann, weißt du noch?“

Cara nickte.

„Das hier ist mein Versteck. Wir bleiben ein paar Tage, und wenn es dir gefällt, ziehen wir vielleicht eines Tages hierher – nur wir Mädchen.“

Cara überlegte, ob Mama von den Geldeintreibern, die ihr und Daddy keine Ruhe ließen, die Nase so voll hatte, dass sie überlegte, sich einfach heimlich davonzuschleichen. Das bekannte Gefühl war wieder da: das Gefühl, als wäre alles in ihr aus Wackelpudding, oder als befände sie sich in einem Karussell und würde schneller und schneller fahren. Sie drückte ihr Spielzeugpferd fester an sich und schaute aus dem Fenster. Sie stellte sich vor, wie sie auf einem Pferd in eine Welt galoppierte, in der sie essen konnte, so viel sie wollte, und ihre Eltern glücklich waren.

Nachdem sie eine Steigung hinaufgefahren waren, verlangsamte ihre Mutter das Tempo und bog in eine Einfahrt. Mama stellte den Motor ab. „Schau dich um, Cara. Dieses alte, weiße Schindelhaus sieht immer noch genauso aus wie damals, als ich ein Kind war.“

Die Fensterläden hingen schief und hatten nicht mehr viel Farbe. „Es ist sehr klein und sieht aus, als würden hier Geister wohnen.“

Ihre Mama lachte. „Das ist ein *Daadi-Haus*. Das heißt, in diesem Haus wohnen die Großeltern, wenn ihre Kinder erwachsen sind. Es hat nur eine kleine Küche, zwei Schlafzimmer und ein Badezimmer. Dieses Haus steht schon seit vielen Jahren. Du hast recht, es sieht wirklich ein wenig baufällig aus. Komm.“

Wenige Sekunden, nachdem Cara die Beifahrtür zugeschlagen hatte, tauchte eine alte Frau zwischen hohen Maisstauden auf. Sie schaute sie an, als wären sie Fremde, und Cara fragte sich, ob ihre Mutter diese Leute wirklich kannte. Die Frau trug ein langes, weinrotes Kleid und keine Schuhe. Die Falten, die ihr Gesicht überzogen, sahen aus wie eine Straßenkarte, und als sie die Stirn runzelte, zeichneten sich neue Linien darin ab. Obwohl es Juli und zu heiß für eine Wintermütze war, trug sie eine weiße Haube.

„Großmamma Levina, ich bin kumme bsuche. Ich hab aa die Cara mitgebracht.“

Überrascht schaute Cara zu ihrer Mutter hinauf. Was hatte sie gesagt? War das eine Geheimsprache?

Die alte Frau ließ die Zipfel ihrer Schürze los, und mehrere Maiskolben fielen auf die Erde. Sie eilte auf Mama zu. „Malinda?“

Mama traten Tränen in die Augen, und sie nickte. Die alte Frau stieß einen lauten Schrei aus und umarmte Mama.

Ein schlaksiger Junge kam aus dem Maisfeld gelaufen. „Levina, was iss letz?“ Er blieb abrupt stehen und schaute die zwei Frauen einen Moment lang an, dann wanderte sein Blick zu Cara.

Als er sie kritisch musterte, fragte sie sich, ob sie für ihn genauso seltsam aussah wie er für sie. Sie hatte keinen Jungen mehr in einer langen, schwarzen Hose gesehen, seit der Winter vorbei war. Und noch nie hatte sie einen Jungen mit Hosenträgern und einem Strohhut gesehen. Warum hatte er bei der Gartenarbeit ein Sonntagshemd an?

Der Junge hob einige Maiskolben auf, die die alte Frau fallen gelassen hatte, ging zu einer hölzernen Schubkarre und warf sie hinein.

Cara hob die restlichen Kolben auf und folgte ihm. „Hast du einen Namen?“

„Ich heiße Ephraim.“

„Ich kann dir helfen, wenn du willst.“

„Hast du schon einmal Mais gepflückt?“

Cara schüttelte den Kopf. „Nein, aber ich kann es lernen, wenn du mir zeigst, wie es geht.“

Er stand nur da und schaute sie an.

Sie hielt ihm ihr Pferd hin. „Ist es nicht schön?“

Er zuckte die Achseln. „Es sieht ein wenig abgegriffen aus, würde ich sagen.“

Cara steckte das Pferd in ihre Tasche.

Ephraim runzelte die Stirn. „Darf ich dich was fragen?“

Sie nickte.

„Bist du ein Junge oder ein Mädchen?“

Diese Frage war für sie nichts Ungewohntes. Sie hörte sie in der Schule von neuen Lehrern oder Lehrern, die nur vertretungsweise in ihre Klasse kamen, ständig. Sie dachten, sie sei ein Junge, bis sie begriffen, dass sie ein Mädchen war. Das war ihr oft auch ganz recht. Zum

Beispiel, wenn sie sich am Lehrer vorbeischlich, der Aufsicht vor den Toiletten hatte, und in die Jungentoilette huschte, um Jake Merrow einzubläuen, dass er nicht ihr Geld für die Pausenmilch stehlen dürfe. Sie hatte ihr Geld zurückbekommen, und er hatte nie einer Menschenseele verraten, dass ihn ein Mädchen verprügelt hatte. „Wenn ich sage, dass ich ein Junge bin, darf ich dir dann helfen?“

Ephraim lachte freundlich. „Früher hatte ich auch so ein abgegriffenes Pferd, es sah ähnlich aus wie das, das du mir gezeigt hast. Ich trug es auch in der Tasche mit mir herum, aber dann habe ich es verloren.“

Cara schob das Pferd tiefer in ihre Tasche. „Du hast es verloren?“

Er nickte. „Wahrscheinlich unten am Bach, wo ich geangelt habe. Angelst du auch?“

Sie schüttelte den Kopf. „Ich habe noch nie einen Bach gesehen.“

„Du hast noch nie einen Bach gesehen? Woher kommst du denn?“

„Aus New York City. Meine Mama musste sich ein Auto leihen, damit wir weiter fahren können als die U-Bahn.“

„Wenn wir mit der Arbeit fertig sind, zeige ich dir den Bach. Wir haben eine Schaukel, und wenn deine Mama es dir erlaubt, kannst du dich damit über den Bach schwingen und an der tiefsten Stelle ins Wasser fallen lassen. Wie lang bleibst du hier?“

Sie schaute sich um. Ihre Mama und die alte Frau saßen im Schatten eines Baumes, hielten sich an den Händen und unterhielten sich. Auf der anderen Straßenseite befand sich ein Stall, und sie konnte ein Pferd darin sehen. Grüne Wiesen erstreckten sich bis zum Horizont. Sie atmete tief ein. Die Luft roch herrlich nach Erde, und nicht nach dem Schmutz der Großstadt. Nach Erde, in der etwas zu essen wächst. Vielleicht war das der Ort, an den ihr Pferd sie in ihren Träumen brachte. Die Maispflanzen ragten fast bis zum Himmel, und ihre Brust fühlte sich an, als würde sie vor Freude gleich zerspringen. Sie hätte wissen müssen, dass etwas schön sein musste, wenn ihre Mama es mochte.

„Bis es kein Geheimnis mehr ist, denke ich.“

Kapitel 1



Zwanzig Jahre später

Sonnenlicht fiel durch die schmutzigen Fenster der Bar, die mit Mittagsgästen voll war. Cara stellte zwei Flaschen Bier auf den Tisch, an dem bekannte Gesichter saßen.

Die Stammgäste kannten die Regel: Alle alkoholischen Getränke wurden sofort bezahlt. Einer der Männer hielt ihr einen Fünfdollarschein hin, wandte aber den Blick nicht vom Fernseher ab. Der andere trank einen langen Schluck, während er einen Hundertdollarschein über den Tisch schob.

Sie starrte den Schein an, und ihr Herz pochte vor Verlangen. Als wäre es nicht schon schwer genug, sich als Kellnerin ihren Lebensunterhalt zu verdienen, steckte Mac auch noch den größten Teil ihres Trinkgeldes ein. Das Geld, das der Gast über den Tisch schob, war nicht nur Bargeld, es verkörperte auch Macht. In ihm steckte die Möglichkeit, ihr und Lori nächste Woche etwas anderes als Kartoffeln zu kochen und ihrer Tochter Schuhe zu kaufen, die nicht drückten.

Würde der Gast es überhaupt merken, wenn ich ihm nicht richtig herausgäbe?

Die Grenzen der Ehrlichkeit verschwammen leicht, wenn die Verzweiflung zu groß wurde. Cara verabscheute es, dass sie keine staatliche Hilfe beantragen konnte und dass sie alle paar Monate umziehen musste, um vor einem Verrückten zu fliehen. Jeder Umzug kostete Geld. Neue Kauttionen und immer höhere Mieten. Außerdem fehlte ihr die Zeit, in der sie nichts verdiente, weil sie sich eine neue Stelle suchen musste. Und jede neue Stelle war armseliger als die letzte. Mike hatte es geschafft, ihr alles zu nehmen. Bis auf ihr Leben. Und ihre Tochter.

„Ich bringe Ihnen gleich das Wechselgeld.“ *Das ganze Wechselgeld.* Sie nahm den Geldschein.

„Cara.“ Macs knurrende Stimme hallte durch den Raum. Er stand

hinter der Bar und bedeutete ihr zu kommen. „Telefon!“ Er hielt ihr den Hörer hin. „Kendal sagt, es sei ein Notfall.“

Jedes Geräusch um sie herum verstummte. Sie schlängelte sich um die Tische, an denen die Gäste saßen, und eilte zu ihm.

„Mach es kurz.“ Mac reichte ihr das Telefon und bediente dann seine Gäste weiter.

„Kendal, was ist passiert?“

„Er hat uns gefunden.“ Die normalerweise harte Stimme ihrer Freundin zitterte, und Cara wusste, dass sie mehr Angst hatte als bei den früheren Malen.

Wie war das möglich nach allem, was wir getan haben, um uns zu verstecken? „Haben wir einen Brief an unsere neue Adresse bekommen?“

„Nein. Schlimmer.“ Kendals Worte zitterten. „Er war hier. Er hat das Schloss aufgebrochen und kam in die Wohnung und suchte dich. Er hat alles verwüstet.“

„Er hat *was?*“

„Er wird immer brutaler, Cara. Er hat alle Kissen aufgeschlitzt, die Matratzen umgedreht, die Schubladen und Schachteln ausgeleert. Er fand dein Lederbuch und ... und bestand darauf, dass ich bleibe, während er es sich gemütlich machte und das Buch durchlas.“

„Wir müssen zur Polizei gehen.“

„Du weißt, dass wir das nicht können ...“ Kendal beendete den Satz nicht, und Cara hörte sie weinen.

Sie wussten beide, dass es ein Fehler wäre, zur Polizei zu gehen.

Eine der anderen Kellnerinnen stellte ein Tablett mit schmutzigem Geschirr geräuschvoll neben ihr auf der Theke ab. „Hör auf zu telefonieren, Prinzessin.“

Cara steckte sich den Zeigefinger ins Ohr und versuchte verzweifelt nachzudenken. „Wo ist Lori?“

„Sie ist inzwischen bestimmt in der Nachmittagsbetreuung.“ Cara hörte durch die Telefonleitung, wie eine Autotür zugeknallt wurde. Sie besaßen kein Auto.

Eine männliche Stimme fragte: „Wohin?“

Cara umklammerte das Telefon fester. „Was ist bei dir los?“

Kendal schluchzte. „Es tut mir leid. Ich halte das nicht mehr aus. Wir leben ständig in Angst und ziehen von einem Teil New Yorks in den nächsten. Er ist ... Er ist nicht hinter mir her.“

„Du weißt, dass er versucht, mich von allen Leuten zu isolieren. Bitte, Kendal!“

„Es ... es tut mir leid. Ich kann dir nicht mehr helfen“, flüsterte Kendal. „Das Taxi wartet.“

Cara konnte es nicht glauben. „Wann ist er in die Wohnung eingebrochen?“

Hinter Cara fiel ein Schatten über die Theke und legte sich auf sie. „Hallo, Mausebär.“

Sie erstarrte. Während sie die schemenhaften Umrisse anstarrte, fiel ihr auf, wie winzig sie im Vergleich zu ihm war.

Mikes dicke Hand knallte neben ihr ein Buch auf die Theke. Er nahm die Hand weg und brachte darunter ihr Tagebuch zum Vorschein. „Ich wollte das nicht, Mausebär. Du weißt, dass das normalerweise nicht meine Art ist. Aber ich musste in deine Wohnung kommen, um herauszufinden, warum du immer wegläufst.“

Sie schluckte ihre lähmende Angst hinunter und schaute ihn an, brachte aber kein Wort über die Lippen.

„Johnny ist schon lange tot. Und du bist hier ... bei mir.“ Sein breiter Körper stand über ihr. „Ich wäre bereit zu vergessen, dass du dir diesen Verlierer ausgesucht hast. Wir könnten neu miteinander anfangen. Komm schon, Schönheit, ich kann dir helfen.“

Mir helfen? Der einzige Mensch, dem Mike helfen wollte, war er selbst. Er wollte sie für sich haben.

„Bitte ... lass mich in Ruhe.“

Sein stahlhartes Grinsen jagte ihr Angst ein, und inmitten der lärmenden Bar wurde es in ihren Ohren ganz still. Panische Überlegungen, wie sie ihm entkommen könnte, explodierten wie ein Feuerwerk in ihrem Kopf und schossen in alle Richtungen. Aber bevor sie sich konzentrieren konnte, verschwanden sie in der Dunkelheit und hinterließen nur Rauchspuren. Die Angst wurde übergroß und drohte sie ihr Leben lang zu verfolgen.

Er tippte auf ihr Tagebuch. „Ich weiß jetzt alles, auch wo du dich verstecken würdest, wenn du wieder weglaufen solltest, was du aber *nicht* tun wirst, nicht wahr?“ Der drohende Tonfall in seiner Stimme war nicht zu überhören, und die Panik raubte ihr den Atem. „Ich kenne deine Tochter jetzt genauso gut wie du. Was passiert, wenn ich eines Tages nach der Schule mit einem Hündchen namens Schamu auftauche?“

Caras Beine gaben unter ihr nach. Ohne die geringste Mühe hielt er sie am Ellbogen fest.

Nachdem sie sich jahrelang in der Hoffnung, Lori zu beschützen, versteckt hatte, kannte er jetzt Loris Namen und ihre Schule und wusste, was sie mochte und nicht mochte. Sie schaute sich zitternd nach Hilfe um. Flaschen in verschiedenen Größen und Formen füllten die Regale hinter der Bar. Der Fernsehlautsprecher dröhnte. Ausdruckslose Gesichter waren auf den Bildschirm gerichtet. Der Mann, der ihr den Hundertdollarschein gegeben hatte, warf einen kurzen Blick zu ihr herüber und wandte sich dann an eine andere Kellnerin.

Apathie lag in der Luft wie Smog im Sommer und erinnerte sie daran, dass es für Menschen wie sie und Lori keine Hilfe gab. An einem guten Tag gab es Ablenkungen, die ihnen halfen, die Realität für ein paar Stunden zu vergessen. Noch während ihr Verstand auf Hochtouren arbeitete, schien sich das Leben im Zeitlupentempo zu bewegen. Sie hatte niemanden.

„Du weißt, was ich für dich empfinde.“ Seine Stimme wurde zu einem leisen, besitzergreifenden Flüstern, das ihr einen kalten Schauer über den Rücken jagte. „Warum musst du es uns beiden so schwer machen?“ Mike fuhr mit dem Finger an ihrem Hals hinab. „Du hast meine Geduld jetzt lange genug strapaziert, Mausebär.“

Wo konnte sie sich verstecken? An einem Ort, den sie sich leisten konnte und von dem er nichts wusste und an dem er sie nicht aufspüren konnte. Eine Erinnerung, die von einem farblosen Nebel umhüllt war, wehte wie ein Bettlaken an einer Wäscheleine vor ihrem geistigen Auge.

Eine schwarze Schürze. Eine weiße Haube. Eine alte Frau. Hohe Maispflanzen.

Er bohrte die Finger in ihren Oberarm. Ein scharfer Schmerz durchfuhr sie, und die zusammenhanglosen Gedanken verschwanden. „Wage es ja nicht, wieder zu verschwinden. Ich werde dich finden. Du weißt, dass ich dich finde ... immer.“ Aus seinen Augen sprach die bekannte Mischung aus Bosheit und Unsicherheit, als er sie zwingen wollte, ihm zu gehorchen. „Ich habe das Sagen. Nicht du. Nicht der liebe alte Johnny. Sondern ich.“

Aber vielleicht hatte er doch nicht das Sagen. Ein schwacher Hoffnungsfunke machte sich breit. Wenn sie dieser Erinnerung trauen

konnte und sie real war, gäbe es vielleicht doch einen Ort, wohin sie gehen konnte. Einen Ort, an dem Mike sie nicht finden konnte, und an dem sie sich niemandem ausliefern müsste, nur um etwas zu essen und ein Dach über dem Kopf zu haben. Sofort meldeten sich Zweifel und versuchten, ihre neu gefundene Hoffnung auszulöschen. Es war wahrscheinlich ein Film, den sie gesehen hatte. Es war ihr genauso unmöglich, sich an irgendetwas aus ihrem Leben vor dem Tod ihrer Mutter zu erinnern, wie es unmöglich war, sich von Mike zu befreien. Sie war erst acht gewesen, als ihre Mutter beim Überqueren der Straße von einem Autofahrer, der Fahrerflucht beging, überfahren wurde. Danach war Caras Leben so schwer geworden, dass alles, was vorher geschehen war, schemenhaft und verschwommen wurde.

Während sie nach Antworten rang, tauchten unscharfe Bilder vor ihr auf. Ein Küchentisch mit frischem Essen. Ein warmer Wind, der durch ein unbekanntes Fenster hereinwehte. Bettwäsche, die an einer Wäscheleine flatterte. Gedämpftes Lachen, als ein Junge in einen Bach sprang.

War das nur ein Tagtraum? Oder war sie einmal an einem solchen Ort gewesen und konnte jetzt nur nicht hinkommen, weil sie sich nicht mehr erinnern konnte?

Ihr Herz raste. Sie musste die Antwort finden.

Mike zog ihr das Telefon aus der Hand und überspielte mit einem hämischen Grinsen seine eigene Unsicherheit. „Vor einer Sache hast du mehr Angst als vor allem anderen. Und ich weiß, was das ist.“ Er legte den Telefonhörer auf und schlug das Tagebuch auf. „Wenn du nicht willst, dass das Jugendamt sie dir wegnimmt ...“ Er tippte mit seinem riesigen Finger auf ein Foto von Lori. „Denk nach, Mausebär. Wir sehen uns in deiner Wohnung, wenn deine Schicht zu Ende ist.“ Er marschierte zur Tür hinaus.

Cara sank gegen die Theke. Sosehr sie sich auch bemühte, landete sie immer wieder an derselben Stelle – in den Fängen eines Verrückten.

Auch wenn es angesichts ihrer Lage völlig absurd war, sehnte sie sich nach einer Zigarette. Sie würde ihr helfen, klar zu denken und ihre Nerven zu beruhigen.

In ihrer Faust hatte sie die zwei Geldscheine zerknüllt, die die zwei Männer ihr gegeben hatten. Sie rieb das Geld zwischen den Fingern. Wenn sie unbemerkt durch die Hintertür verschwände, hätte niemand

in der Bar eine Ahnung, wohin sie gegangen war. Sie könnte Lori abholen und untertauchen.

Kapitel 2



Ephraim und Anna Mary schaukelten in seinem Garten gemütlich vor und zurück. Von der großen Eiche hingen Ketten und waren unten mit der breiten Schaukel verbunden. Die Metallkette fühlte sich kühl in seiner Hand an, und die zarten Frühlingsblätter raschelten an den Bäumen. Er hielt Anna Mary seine freie Hand hin. Ohne ein Wort zu sagen, lächelte sie und schob ihre weiche Hand in seine.

Dieser kleine Garten, in dem sie saßen, war auf drei Seiten von hohen Hecken umgeben. Die vierte Seite war offen und gab den Blick auf eine Wiese, weidende Rinder und einen großen Weiher frei. Das Versteck, wie er diesen Garten nannte, bot ihm die Privatsphäre, die auf seinem Hof, dem Eigentum der Familie Mast, sonst nur schwer zu finden war. Ephraim hatte sich dieses Versteck geschaffen, als er vor neun Jahren auf den Hof zurückgekehrt war, und er war dankbar, dass seine Familie es nur betrat, wenn er sie dazu einlud.

Sturmwolken zogen am Abendhimmel auf und würden bald den Blick auf die Sterne und den klar umrissenen Halbmond verbergen. Auch ohne sein Teleskop konnte er das Mare Crisium und etwas unterhalb, links daneben das Mare Fecunditatis erkennen.

Anna Mary drückte seine Hand. „Woran denkst du?“

„An das aufziehende Gewitter.“ Er deutete nach Südwesten. „Siehst du diese Wolken? In ein paar Minuten versperren sie mir den Blick auf die Sterne, aber die Felder können den Frühlingsregen gut vertragen.“

Sie legte den Kopf schief und schaute ihn an. „Ich verstehe nicht, was du daran findest, Nacht für Nacht denselben Himmel anzuschauen.“

An den wenigen Abenden, an denen sie ihm hier Gesellschaft leistete, schenkte sie dem wunderbaren Schauspiel, das sich über dem ganzen Himmel ausbreitete, kaum Beachtung. Ihr Interesse an einem solchen Abend bestand vielmehr darin, herauszufinden, was er dachte. Sie war nicht der Typ, der geradeheraus sagte, was sie dachte oder wollte, aber

ihn forderte sie immer wieder auf zu reden. Das fand er lästig, aber er verstand ihren Wunsch.

„Weite. Unendliche Weite, die über die Dunkelheit hinausgeht. Jeder Stern ist eine Sonne, und dort, wo er ist, scheint sein Licht taghell. Ich sehe unseren Gott, der mehr ist, als wir je begreifen können.“

Sie drückte ihm die Hand. „Weißt du, was ich sehe? Einen Mann, der in dem Leben, für das er sich entschieden hat, ein wenig ruhelos wird.“

Er hatte in der amischen Lebensweise, die ihn vor Jahren nach Hause zurückgerufen hatte, Frieden gefunden. Aber mit ihren vierundzwanzig Jahren wollte Anna Mary Versprechungen von ihm. Er war vier Jahre jünger gewesen als sie jetzt, als er angefangen hatte, frei von allen amischen Beschränkungen durch das Land zu ziehen. Aber als er dreiundzwanzig gewesen war, hatte seine Stiefmutter ihn angerufen und ihm mitgeteilt, dass sein *Daed* krank war und dass die Familie ihn brauchte.

Er hatte nach Hause kommen müssen. Sein *Daed* hatte sich einen Virus eingefangen, der sein Herz befallen und es schwer beschädigt hatte. Ephraim hatte die Möbelschreinerei seines Vaters übernehmen und seinen Vater, seine schwangere Stiefmutter und ein Haus voll jüngerer Geschwister versorgen müssen. Es hatte keine Rolle mehr gespielt, dass er unter anderem gerade deshalb weggegangen war, weil sein Vater so bald nach dem Tod seiner Mutter wieder geheiratet hatte. Nun, neun Jahre später, gefiel ihm die Rolle, in die er gedrängt worden war, immer noch nicht.

Als er ein Pferd und einen Einspanner auf der geschotterten Auffahrt hörte, stand er auf und ging dem Wagen entgegen. Anna Mary folgte ihm. Als sie durch die kleine Öffnung zwischen den Hecken traten, sah er seine Schwester und Mahlon, die den Wagen gerade zum Stehen brachten.

Deborah hielt einen Teller hoch, der mit Alufolie zugedeckt war. „Geburtstagskuchen.“ Sie zeigte ihm ein Messer und freute sich unübersehbar, diesen lang erwarteten Tag zu feiern. Mahlon stieg aus und half Deborah auf den Boden.

Ephraim hatte gewusst, dass dieser Tag kommen würde, aber er konnte kaum glauben, dass die Zeit, ihr das zu geben, was sie wollte, so schnell gekommen war.

Vor zwei Jahren, als sie neunzehn gewesen war, war sie zu ihm ge-

kommen, um mit ihm darüber zu sprechen, dass sie Mahlon heiraten wollte. Da es bei den Amisch nicht Tradition war, dass eine junge Frau ihren Vater um seinen Segen zu ihrer Hochzeit bat, geschweige denn ihren Bruder, war er damals sehr überrascht gewesen. Er hatte sie damals nicht anlügen wollen, es aber andererseits auch nicht übers Herz gebracht, ihr seine Bedenken offen zu sagen. Deshalb hatte er sie nur gebeten, zu warten. Dann hatte er seine Jacke genommen und war zur Tür gegangen ... und hätte Deborah um ein Haar mit ihrer Enttäuschung allein gelassen.

Aber sie war ihm gefolgt. „Ephraim, unser Gespräch ist noch nicht beendet.“

Er war in seine Jacke geschlüpft. „Doch, ich würde sagen, es ist beendet.“

Die Enttäuschung hatte sich auf ihrem Gesicht deutlich abgezeichnet. „Wie lange soll ich warten?“, hatte sie gefragt.

Da er überzeugt gewesen war, dass zwei Jahre genügen würden, hatte er geantwortet: „Bis zu deinem einundzwanzigsten Geburtstag.“

Wenn sie sich entschieden hätte, nicht auf ihn zu hören, hätte er sie nicht daran hindern können. Aber sie hatte gedacht, der einzige Grund für seine Bitte wäre die Familie, die sie dringend brauchte. Deshalb war sie seiner Bitte nachgekommen, ohne weiter zu fragen. Heute war sie einundzwanzig geworden, und sie hatte den größten Teil dieses Tages damit verbracht, ihr Glück mit Mahlon und seiner Mutter, Ada, zu feiern. Manchmal war Ephraim nicht sicher, wen Deborah mehr liebte, Mahlon oder Ada.

Aber seine Schwester stand jetzt vor ihm und hoffte, er würde ihr sagen, dass sie in der nächsten Hochzeitssaison heiraten könne. Er warf einen kurzen Blick auf Anna Mary, die schweigend wartete. Ihre Augen verrieten ihr Vertrauen in ihn und ihre Hoffnung für Deborah und Mahlon.

Ephraim hatte zwei Schwestern, die altersmäßig zwischen ihm und Deborah lagen, aber sie hatten schon vor einigen Jahren geheiratet und waren in amische Gemeinden in anderen Bundesstaaten gezogen. Bei ihren Heiratswünschen hatte sich niemand eingemischt.

Trotz der Bedenken, die er immer noch hatte, deutete Ephraim zum Haus. „*Kumm*. Ich mache den Ofen an und koche uns einen Kaffee. Dann können wir reden.“

Deborah reichte Mahlon den Kuchen und murmelte etwas, worüber Anna Mary leise lachen musste.

Eine laute Autohupe ließ alle vier aufblicken. Ein Auto bog hinter Mahlons Einspanner in die Einfahrt, und Robbie drehte das Seitenfenster nach unten. „Hey, ich habe meinen Lieferwagen in die Werkstatt gebracht, wie wir besprochen haben, aber der Mechaniker braucht ein paar Tage, bis er ihn fertig hat. Muss ich mir einen anderen Wagen mieten, um euch morgen irgendwohin zu fahren?“

Ephraim schüttelte den Kopf. „Nein. Mahlon und ich nehmen einen Pferdewagen. Wir bauen bei den Wyatts Schränke ein. Sie wohnen nur ungefähr fünf Kilometer von hier. Und für dich und Grey habe ich in der Werkstatt genug Arbeit.“

„Ah, du hast das also geahnt.“

„Ja. Als du die Autowerkstatt erwähntest, habe ich den Terminplan geändert. Wenn du deinen Wagen in die Werkstatt bringst, damit er besser läuft, läuft er meistens erst einmal eine Weile überhaupt nicht. Aber wenn er bis Dienstagnachmittag nicht fertig ist, müssen wir uns einen Wagen mieten. Am Mittwoch haben wir einen Auftrag in Carlisle. Wenn ich mein Pferd zum Schmied bringe, habe ich nie solche Probleme.“

Ein breites Grinsen zog über Robbies Gesicht. „Der Wagen müsste bis dahin längst fertig sein. Ich habe dem Mechaniker die Telefonnummer der Schreinerei gegeben und ihm gesagt, dass er anrufen soll, sobald der Wagen fertig ist.“ Robbie deutete zu Mahlon. „Du arbeitest also mit dem Chef und ich mit dem Gesellen. Sie lassen uns bestimmt beide arbeiten bis zum Umfallen, was denkst du?“

„So sind sie immer“, knurrte Mahlon.

Robbie lachte und legte den Rückwärtsgang ein. „Dann bis morgen früh.“

„Gute Nacht.“ Ephraim richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf die Gruppe. „Will noch jemand außer mir einen Kuchen?“

Deborah strich die Falten an ihrer Schürze glatt. „Also ... ich würde lieber mit dir über das sprechen, weswegen wir gekommen sind.“

Ephraim nickte. Mahlon hatte heute einige Stunden früher als üblich in der Möbelschreinerei das Werkzeug aus der Hand gelegt und Feierabend gemacht. Leider schien es Mahlon sehr leichtzufallen, die Arbeit jederzeit liegen zu lassen und das zu tun, was ihm gerade gefiel, ohne

danach zu fragen, wie dringend Ephraim ihn brauchte. Aber die Liebe seiner Schwester zu Mahlon war unerschütterlich, und es war an der Zeit, dass Ephraim ihrem Instinkt vertraute.

Mahlon wirkte ein wenig unsicher. „Sie ist heute einundzwanzig geworden.“

„Ich weiß.“ Ephraim schüttelte ihm die Hand und versicherte ihm damit wortlos, dass er keinen neuen Aufschub von den beiden verlangte. „Dann ist es wohl an der Zeit für Hochzeitspläne.“

Deborah warf Ephraim die Arme um den Hals. „*Denki*.“

Ihr Dank war unnötig, aber er erwiderte die Umarmung. „*Gerngschehne*.“

Sie ließ ihn los und umarmte Anna Mary, dann lächelten und flüsternten beide aufgeregt miteinander.

„Ephraim?“, hörte er seine Stiefmutter rufen.

Er schaute zum Haus seines Vaters zurück und sah Becca über die Wiese kommen, die ihr Haus von seinem trennte. Sein Geschäft und seine Familie gönnten ihm an manchen Tagen keine Verschnaufpause. Aber um einige Bereiche seines Lebens hatte er Grenzen gezogen. Aus seiner Familie hatte nur Deborah die Erlaubnis, jederzeit sein Haus zu betreten, weil sie meistens sehr wenig von ihm wollte und ihm immer etwas Gutes tat, zum Beispiel kochen oder das Geschirr spülen.

„Ist Simeon bei dir?“, rief Becca.

„Ich habe ihn das letzte Mal vor dem Abendessen gesehen.“ Aber er wusste, dass der Junge nicht weit war. Sein Bruder hatte ein Geheimnis, ein unschuldiges Geheimnis, wie es achtjährige Jungen brauchten.

Sie eilte näher, und die Gruppe ging ihr entgegen.

„Seitdem ist er verschwunden.“ Ihre Hände zitterten vor Nervosität, als sie sie an ihrer Schürze abwischte. „Es ist zum dritten Mal in zwei Wochen, dass er einfach verschwindet, ohne etwas zu sagen. Du musst dem ein Ende setzen, Ephraim, bevor er deinen Vater wieder ins Krankenhaus bringt. Er scheint einfach nicht zu verstehen, wie krank sein *Daed* ist.“

„Weiß *Daed*, dass er weg ist?“

Becca schüttelte den Kopf. „Noch nicht. Ich hoffe, er erfährt es auch nicht. Wenn Simeon nach Hause kommt, hätte ich gute Lust, ihn ohne Abendessen ins Bett zu schicken.“

„Sag *Daed* nichts. Simeon ist nicht weit. Wenn ich ihn finde, Sorge ich dafür, dass er so etwas in Zukunft nicht mehr macht.“

„*Denki*.“ Ohne ein weiteres Wort zu sagen, drehte sie sich um und ging zu ihrem Haus zurück.

Mahlon sah sich um. „Soll ich dir suchen helfen, Ephraim?“

„Das hat keinen Sinn. Bleib einfach hier und hilf Deborah, Feuer in der Küche zu machen und Wasser für Kaffee aufzusetzen.“ Er schaute Anna Mary an. „Ich bin bald zurück.“

„Wenn du nicht zu lang brauchst, heben wir dir ein Stück Kuchen auf“, drohte Anna Mary scherzhaft und zog eine Braue in die Höhe. Er verkniff sich ein Lächeln und ahmte die hochgezogene Augenbraue nach.

Er wollte schon gehen, als ihm ein Gedanke kam. Er zog ein großes Taschentuch aus der Hosentasche. „Kann ich ein Stück Kuchen mitnehmen?“

„Heißt das, dass du vorhast, zu lang wegzubleiben?“ Anna Mary entfernte die Alufolie.

Er schaute sie schmunzelnd an.

Deborah schnitt ein Stück vom Kuchen ab und legte es in das Taschentuch. „Hier hast du ein Stück.“

„*Denki*.“

Mahlon grinste. „Willst du den Jungen bestechen, dass er nach Hause kommt?“

„Etwas in der Art.“ Ephraim schob das Stück vorsichtig in seine weite Hosentasche. „Ich bin bald wieder da.“ Er marschierte auf die Wiesen hinter dem Haus zu.

Er schritt durch die frisch gepflanzten Maisreihen auf den Stall zu, den er immer noch als Levinas Stall bezeichnete. Auch wenn sie mit seiner Familie nicht verwandt gewesen war, war Levina für ihn immer wie eine Großmutter gewesen. Nach ihrem Tod hatte er das Grundstück gekauft, weil es an den Grund grenzte, auf dem sein Haus stand.

Im leichten Abendwind tauchten Bilder aus seinem Leben vor der Erkrankung seines Vaters auf. Ihm war es nicht schwergefallen, eine Welt, die genauso viel Unfreiheit wie Freiheit bot, zu verlassen. Aber ihn beunruhigte, dass seine Familie ihn mit jedem Jahr mehr brauchte.

Als er Levinas alte Auffahrt hinabging, blieb seine Aufmerksamkeit an den eng zusammenstehenden Bäumen hängen, die in der Nähe

wuchsen. Sie waren majestätisch und steckten voller Erinnerungen. Er hatte sich angewöhnt, im Vorbeigehen mit der Hand über die Rinde zu fahren. Eine einzige Berührung weckte dutzende von Kindheitserlebnissen.

Durch die Ritzen des verlassenen Stalls fiel ein schwaches Licht, und er war zuversichtlich, dass er seinen Bruder gefunden hatte. Genauer gesagt, seinen Halbbruder. Nachdem er die Straße überquert hatte, drückte er an die Stalltür, die quietschend aufging.

Simeon, auf dessen Schoß sich kleine Hundewelpen tummelten, schaute zu ihm hinauf. „Ephraim, schau! Ich habe heute mit ihnen gearbeitet, und ich habe für dich einen guten Hund gefunden.“

„Und ich habe eine *Mamm* gesehen, die dich ohne Abendessen ins Bett schicken will. Es ist schon dunkel, Sim. Was denkst du dir nur? Wenn sie herausfindet, warum du immer wegläufst, wird sie die Hunde wegschaffen lassen. Und die Wahrscheinlichkeit, dass sie im Weiher ersäuft werden, ist genauso groß wie die Wahrscheinlichkeit, dass ein Zuhause für sie gefunden wird.“

„Die Mutter der Kleinen ist verschwunden.“ Simeon hob den kleinsten Hund auf und streichelte ihn. „Ich habe auf dem Weg hierher jemanden vor dem Stall gesehen. Als er mich bemerkte, verschwand er. Glaubst du, er hat die Hundemutter gestohlen?“

„Es wäre sinnlos, die alte Hündin zu stehlen und die Welpen hierzulassen.“ Ephraim legte den Welpen auf den Heuhaufen, auf dem Simeon ihnen ein kleines Bett gemacht hatte. „Wenn du noch einmal bis nach Einbruch der Dunkelheit wegbleibst und deine Mutter sich wieder Sorgen machen muss, werde ich diese Welpen höchstpersönlich zur Auktion bringen. Verstanden?“ Auch wenn er vierundzwanzig Jahre älter war als Simeon, hasste er es, wenn er wie ein Vater mit ihm sprechen musste. Er sollte ein Bruder und ein Freund sein, aber seine Rolle war mehr die eines Mannes, der seine Familie versorgen musste und für alles verantwortlich war.

Simeon traten Tränen in die Augen, aber er nickte.

Ephraim hob die Laterne hoch. „Jetzt komm.“

Die Schultern seines Bruders sackten nach unten, als sie den Stall verließen. Ohne ein weiteres Wort steuerte Simeon auf die Straße zu und wollte sie überqueren. Ephraim aber ging zur hinteren Wiese.

„Wohin gehst du, Ephraim?“

Er blieb stehen. „Komm mit. Wir suchen in dieser Richtung nach der Mutterhündin.“

Simeon wischte sich mit dem Handrücken die Tränen aus dem Gesicht.

Ephraim zog das Taschentuch aus seiner Hosentasche. „Ich habe Kuchen mitgebracht. Wenn wir in ihre Nähe kommen, riecht sie ihn bestimmt und kommt angelaufen.“

Kapitel 3



Die Geräusche und die Hektik auf dem Busbahnhof „Port Authority“ erzeugten bei Cara das Gefühl, ein Déjà-vu-Erlebnis zu haben. Sie war schon oft in diesem Gebäude gewesen, aber dieses Mal regte sich ein ganz sonderbares Gefühl in ihr.

Sie hatte ihr Tagebuch unter einen Arm geklemmt und hielt mit ihrer anderen Hand ihre Tochter fest und ging mit ihr an Geschäften, Restaurants und Fahrkartenschaltern vorbei. Das sonderbare Gefühl wurde stärker, als sie in den Aufzug stieg und nach unten zu den U-Bahnen fuhr.

Plötzlich hielt ihr Vater ihre Hand und nicht Lori. Erinnerungen liefen in ihr ab. Mehrere Treppen, die sie und ihren Vater immer tiefer in den Bauch der Stadt hinunterführten. Eine braune Papiertüte, die sie am oberen Rand zusammengeknüllt hatte und in der Hand hielt. Sie gingen immer weiter, während es die vielen Menschen um sie herum nicht im Geringsten interessierte, dass ihre Mutter letzte Woche gestorben war. Ihr Vater trat in ein Café und setzte sie auf einen Stuhl. *„Hör auf zu weinen, Cara. Dir wird es gut gehen. Das verspreche ich dir.“*

Er zog die Karte aus seiner Jackentasche, die er am Vorabend für sie gezeichnet hatte, und die sie mit ihm ausgemalt hatte. Er breitete sie auf dem Tisch aus. *„Siehst du? Genau an dieser Stelle bist du jetzt, am New Yorker Busbahnhof. Eine Frau wird dich abholen. Sie heißt Emma Riehl. Der Bus wird dich und sie in südwestliche Richtung bringen. In Harrisburg steigt ihr wahrscheinlich um und fährt noch einmal ungefähr eine Stunde in Richtung Westen weiter. Bis hierher.“* Sein breiter Finger tippte auf das Papier.

Sie musste etwas Seltsames gesagt haben, denn er starrte sie wortlos an und bestellte sich dann etwas zu trinken. Er trank, bis seine Worte lallend klangen, dann führte er sie zu einer Bank, forderte sie auf, hier sitzen zu bleiben, und versprach, dass Emma kommen würde.

Dann ließ er sie allein.

Die Panik, als er wegging und sie ihm nur hilflos nachschauen konnte, verblasste im Laufe der Stunden. Aus Angst, dass sie Emma verpassen könnte, verließ sie ihren Platz, an den ihr Vater sie gesetzt hatte, nur für ein paar Minuten, um auf die Toilette zu gehen.

Später schlief sie ein, und ein Mann in einer Uniform weckte sie. Neben ihm stand eine Frau. Cara hoffte, das wäre Emma. Aber die Frau war nicht Emma. Man brachte sie in ein Haus, in dem Metallbetten an der Wand standen. In den Betten lagen böse Kinder, die auch irgendwo sitzen gelassen und nie abgeholt worden waren.

Als Lori an ihrer Hand zupfte, schaute sie in die unschuldigen, braunen Augen ihrer Tochter hinab.

„Suchen wir Kendal, Mama?“

Sie schüttelte den Kopf. Die Tage, in denen sie sich mit ihrer Freundin getroffen hatte, waren vorbei. Dass Kendal sie eines Tages im Stich lassen würde, hatte sich schon länger angebahnt. Früher standen sie sich einmal sehr nahe. Sie waren eine Weile in derselben Pflegefamilie untergebracht gewesen, aber in den letzten Jahren hatte Kendal Cara oft bestohlen, belogen und mit ihr gestritten. Da Kendal der einzige Mensch war, den Cara hatte, wollte sie sie nicht aufgeben. Aber nun ...

Lori deutete auf ein Schild. „Fahren wir mit dem Bus irgendwohin?“

„Ja.“

„Was ist mit Kendal?“

„Diesmal fahren nur wir zwei.“

„Aber ...“

„Pscht ...“ Cara legte liebevoll einen Arm um Loris Schultern, während sie weitergingen. Die Erinnerungen an Kendal verhöhnten sie, und sie kam sich wie eine Idiotin vor, weil sie so lange versucht hatte, mit ihr zusammenzubleiben. Sie hatte immer gedacht, dass Kendal die einzige Familie sei, die sie je haben würde. Seine Familie konnte man sich nicht aussuchen, und man konnte sich auch nicht aussuchen, wer einen rettete. Kendal hatte sie gerettet. Mit neunzehn hatte sie die klebrige Tür ihrer winzigen, schäbigen Wohnung geöffnet und war das Risiko eingegangen, eine fünfzehnjährige Ausreißerin bei sich wohnen zu lassen. Damit hatte sie Cara Hoffnung geschenkt. Ohne Kendal hätte Cara damals kaum eine Chance gehabt, sich allein durchzuschlagen und Mike zu entkommen. Aber damals war es leichter gewesen, Kendals Schwächen – Männer und Drogen – zu ignorieren. Cara hatte

immer den Eindruck gehabt, dass sie und Kendal wie viele Geschwister in echten Familien starke Gegensätze waren.

Ihre Aufmerksamkeit wanderte zu dem Tagebuch, das unter ihrem Arm klemmte. Vielleicht hatten die verblassten Worte, die ihre Mutter ihr vor über zwanzig Jahren geschrieben hatte, sie davon abgehalten, bei Männern und durch Drogen den Schmerz in ihrem Inneren vertreiben zu wollen. Sie hatte die schönen Einträge im Laufe der Jahre tausendmal gelesen und konnte sich nicht von den Hoffnungen und Träumen lösen, die ihre Mutter für sie gehabt hatte.

Eine Lehrerin hatte einmal gesagt, dass das Tagebuch ihrer Mutter Caras Liebe entfacht habe, viele Bücher zu lesen und sie begreifen zu wollen. Wahrscheinlich hatte sie mit dieser Beobachtung recht gehabt. Cara war eine gute Schülerin gewesen, aber dann hatte sich ihr Leben verändert, und Bücher und eine Ausbildung waren in den Hintergrund getreten und vom puren Überlebenskampf abgelöst worden. An dieser Stelle war Kendal ins Spiel gekommen.

Während sich ein Gedanke an den anderen reihte, tat es Cara weh, dass Kendal auf diese Weise verschwunden war. Ohne eine letzte Ermutigung für sie oder Lori. Ohne den geflüsterten Wunsch, sich wieder zu treffen, wenn Cara Mike von sich abgeschüttelt hätte. Nur ein endgültiges Lebewohl. *Nachdem* sie gepackt und ein Taxi bestellt hatte.

Ihre Benommenheit wurde von einer tiefen Trauer abgelöst, und auf eine sonderbare Weise, die Cara nicht verstehen konnte, erschien es ihr richtig, dass sie in diesem Moment hier war. In dem Gebäude, in dem ihr Vater sie vor vielen Jahren verlassen hatte.

„Mama.“ Lori zog das Wort, halb weinerlich und halb fordernd, in die Länge. „Ich will wissen, wohin wir fahren.“

Cara dachte einen Moment nach. Sie mussten die Stadt verlassen, aber ihr Reisegeld war knapp. „Nach Jersey, denke ich. Uns geht es gut, und wir sind in Sicherheit. Mach dir also keine Sorgen, okay?“ Die Worte kamen ihr nicht leicht über die Lippen.

Sie wusste keine Lösung. Aber eines wusste sie: Egal, welches Leben sie Lori gab, es wäre tausendmal besser als das Leben in einer Pflegefamilie, wo sie bei Fremden leben müsste, die dafür bezahlt wurden, dass sie so taten, als würden sie sich etwas aus ihr machen.

Cara hatte ihr ganzes bisheriges Leben lang versucht, gut zu sein, und sich immer bemüht, so zu leben, dass ihre tote Mutter stolz auf sie

wäre. Aber als „Lohn“ für ihre Bemühungen war sie Mike zum Opfer gefallen, der sie immer wieder fand. Vielleicht waren sie und Lori deshalb so ein leichtes Ziel für Mike geworden.

Sie würde nie zulassen, dass jemand sie von ihrer Tochter trennte, und sie würde alles tun, um sie zu behalten. Wenn es sein musste, auch lügen, betrügen oder stehlen.

Da sie ein paar Momente brauchte, um in Ruhe nachzudenken, ging sie zu einem leeren Tisch vor einer Bäckerei. Sie schlug ihr Tagebuch auf, blätterte darin und suchte nach Spuren eines Lebens, von dem sie nicht einmal sicher wusste, ob es wirklich existierte. Der ausgefranste Lederumschlag und die ausgebeulten Seiten verrieten, wie sehr sie dieses Buch liebte. Sie schrieb keine Alltagsachen in das Tagebuch. Dieses Buch diente hauptsächlich dafür, dass Mutter und Tochter sich Dinge anvertrauten, früher Cara und ihre Mutter, und jetzt sie und Lori. Ihr wurde übel, als sie daran dachte, dass Mike die Gedanken und Hoffnungen ihrer Mutter für Cara, die besonderen Dinge, die sie miteinander unternommen hatten, und Caras kostbarste Erinnerungen mit Lori gelesen hatte.

Als er vor einer Stunde vor ihr gestanden war, hatte sie vor ihrem geistigen Auge hohe Maispflanzen gesehen, einen Jungen lachen gehört und sich erinnert, dass sie von einer alten Frau mit einer schwarzen Schürze und weißen Kopfbedeckung herzlich begrüßt worden war. Aber ihr geliebtes Tagebuch verriet kein Wort von alledem. Warum nicht?

Lori zog eine Tüte mit alten Keksen aus ihrem Rucksack. Diese Kekse hatten wahrscheinlich Bestandteile, die noch nicht einmal Hunde essen sollten, aber sie schmeckten halbwegs und konnten den schlimmsten Hunger vertreiben. Da Mike vermutlich ihre Wohnung beobachtete und vor der Tür auf sie wartete – vielleicht war er sogar in der Wohnung –, mussten sie und Lori in der Kleidung, die sie auf dem Leib trugen, und mit dem, was in diesem Rucksack steckte, New York verlassen.

Cara blätterte eine Seite nach der anderen um und überflog die Einträge, die ihre Mutter geschrieben hatte. Sie hatte dieses Buch bekommen, als sie jünger gewesen war als Lori. Mit einer Ausnahme war jeder verfügbare Platz beschrieben. In jede Zeile waren zwei Schreibzeilen gequetscht worden. Die Ränder waren mit winzigen Worten

und Zeichnungen gefüllt. Selbst die Innenseiten der Buchdeckel waren beschrieben. Es gab Stellen, an denen sie raues Papier auf bestehende Seiten geklebt oder geheftet hatte, bevor sie sie ebenfalls mit Worten gefüllt hatte. Nur eine Stelle, ungefähr acht Zentimeter hoch und zehn Zentimeter breit, war leer.

Die Worte, die ihre Mutter darüber geschrieben hatte, forderten sie auf, diese Stelle nicht zu beschreiben, sondern sich zu erinnern. Wieder legte sich die tiefe Traurigkeit, die sie so hasste, auf ihr Herz, als sie die Worte ihrer Mutter las.

Schreib nichts auf die Stelle, die ich umrahmt habe. Wenn die Zeit reif ist, meine geliebte Tochter, werde ich diese leere Stelle füllen.

Geliebte Tochter. Diese Worte wühlten sie jedes Mal, wenn sie sie las, wieder auf. Hatte ihre Mutter sie wirklich so sehr geliebt?

Offenbar hatte ihre Mutter ihren Plan nicht mehr verwirklichen können, und Cara erinnerte sich nicht mehr, was sie damit gemeint haben konnte. Aus dem Datum des Eintrags schloss Cara, dass ihre Mutter diese Worte geschrieben hatte, als Cara fünf gewesen war. Sie hob den Kopf und fuhr suchend mit dem Zeigefinger über die Stelle.

Dann befahl sie ihrem Verstand, mit diesem emotionalen Unsinn aufzuhören. Sie vergrub den Kopf in ihren Händen und versuchte, ihre Gefühle wieder unter Kontrolle zu bekommen.

Lori schlug mit der Handfläche auf die leere Stelle im Tagebuch. „Was ist das?“

Cara wischte die Kekskrümel weg, die aus der Hand ihrer Tochter auf die Seite gefallen waren. „Eine leere Stelle. Meine Mutter hat gesagt, dass ich sie nicht beschreiben soll.“

„Warum?“

Cara zuckte die Achseln. „Keine Ahnung.“

„Darf ich meinen Namen daraufschreiben?“

Sie zögerte einen Moment und schob Lori dann das Buch hin. „Klar, warum nicht?“

Lori kramte in ihrem Schulranzen und holte einen Bleistift heraus. Sie versuchte, in Schreibschrift zu schreiben. Aber mit ihren sieben Jahren waren Loris Buchstaben eher Schleifen als echte Buchstaben. Cara schaute die wenigen übrig gebliebenen Kekse an, weigerte sich aber, einen zu essen. Sie hatten kaum Geld, und Lori bräuchte diese Kekse vielleicht, bevor Cara eine neue Stelle fand.

Das Gute an der Arbeit als Kellnerin war, dass man sofort Geld bekam. Sie müsste zwar auf ihren Lohnzettel warten, aber ab dem ersten Arbeitstag gab es Trinkgeld. Da sie nach einem Umzug sofort Geld brauchte, um etwas zu essen kaufen zu können, arbeitete sie immer wieder als Kellnerin. Und weil sie nach der zehnten Klasse die Schule abgebrochen und keine Berufsausbildung gemacht hatte. Aber sie war klug und könnte mehr erreichen. Das wusste sie. Sie hatte gute Noten gehabt, sie hatte sogar die dritte Klasse übersprungen und immer zu den Klassenbesten gehört. Aber wahrscheinlich bekäme sie nie eine Chance zu beweisen, dass sie mehr als eine erfolglose Schulabbrecherin war.

„Mama, schau!“

Cara deutete auf das Tagebuch und schloss die Kekstüte. Ihre Tochter hatte ihren Versuch, in Schreibschrift zu schreiben, aufgegeben und ein dickes, langes *L* gemalt. Dann hatte sie es dünn ausschraffiert. „Sehr hübsch, Lori.“

„Nein, Mama, schau.“

Sie zog das Buch näher zu sich heran und entdeckte, dass unter der Schraffur Buchstaben auftauchten.

„Das sind nur Buchstaben, die auf die Rückseite geschrieben wurden.“ Sie schob Lori das Buch wieder hin.

Es ist lange her, meine geliebte Tochter ... Wie ein Flüstern hörte sie die Stimme ihrer Mutter.

„Warte, Lori. Hör auf zu schreiben.“ Cara zog das Buch wieder zu sich heran. Durch die hellgraue Bleistiftschraffur sah sie den Teil eines Wortes. „Gib mir bitte kurz deinen Bleistift.“

„Nein.“ Lori riss ihr das Buch weg. „Das ist meine Stelle.“

Cara widerstand dem Drang, scharf zu reagieren. „Okay. Du hast recht. Ich habe dir diese Stelle überlassen.“ Sie räumte die Kekse in den Rucksack und zog den Reißverschluss zu. „Wenn du das Datum über diesem Eintrag liest, siehst du, dass ich zwei Jahre jünger war als du, als deine Oma das schrieb.“ Sie deutete auf die Worte, die ihre Mutter über die leere Stelle geschrieben hatte. „Es könnte sein, dass deine Oma ein Geheimnis in dem Tagebuch versteckt hat. Aber wenn du lieber deinen Namen hierhin schreiben möchtest ...“

Lori zog das Buch näher heran und betrachtete die freie Fläche. „Glaubst du, sie wollte mir etwas sagen?“

„Nein, Schatz. Wie hätte sie das sollen? Sie kannte dich nicht. Aber wir sollten trotzdem herausfinden, was sie geschrieben hat.“

Lori runzelte die Stirn. „Dann machen wir es gemeinsam.“

Cara nickte. „Das ist eine gute Idee. Wir müssen mit dem Bleistift sehr, sehr vorsichtig über die Stelle malen, sonst löschen wir die Nachricht aus, statt sie sichtbar zu machen.“

Lori reichte ihr den Stift. „Ich habe schon etwas gemalt. Jetzt bist du dran.“

Erleichtert nahm Cara den Bleistift und begann, das Blei leicht über die Seite zu reiben. Worte, die schon hier gestanden hatten, als ihre Mutter noch gelebt hatte, erschienen plötzlich auf der Seite. Es sah wie eine Adresse aus. Die Hausnummer war dem Kunstwerk ihrer Tochter zum Opfer gefallen, aber die Straße, Stadt und der Bundesstaat waren deutlich zu erkennen.

Mast Road, Dry Lake, Pennsylvania.

„Was steht hier, Mama?“

Neue Hoffnung keimte in ihrem Herzen auf, und Tränen brannten in ihren Augen. Lori hatte niemanden als sie, eine alleinerziehende Mutter, die selbst eine Waise war. Sie hatte keine Verwandten. Sie wollte ... nein, sie sehnte sich schmerzlich danach, Lori etwas Wichtiges in ihrem Leben zu schenken: eine Verwandte oder eine Freundin ihrer Großmutter. Vielleicht war das die Antwort. Auf jeden Fall war es besser als Jersey. „Hier steht, wohin wir fahren.“

„Und wohin fahren wir?“

Cara klappte das Buch zu. „Nach Dry Lake in Pennsylvania.“ Sie warf sich den Rucksack über eine Schulter und hielt Lori die Hand hin. „Du hast ein Geheimnis entdeckt, von dem ich keine Ahnung hatte. Komm. Wir müssen Busfahrkarten kaufen.“

Mit einer Mischung aus Verwirrung und Angst kaufte Cara Fahrkarten nach Shippensburg, Pennsylvania. Der Mann am Fahrkartenschalter erzählte, dass sie ins Herz von Amischland führen. Als sie verständnislos die Achseln zuckte, erklärte er, dass die Amisch leicht zu erkennen wären. Sie waren gekleidet wie im achtzehnten Jahrhundert und bewegten sich zu Pferd und mit Einspannern fort.

Mit den Fahrkarten in der Hand bestiegen Cara und Lori einen Bus, fuhren stundenlang, hatten an einem anderen Busbahnhof einen langen Aufenthalt und stiegen dann in einen zweiten Bus. Jetzt war es wie-

der Abend. Nachdem sie die Busfahrkarten und etwas zu essen gekauft hatte, war fast kein Geld mehr übrig. Die Ungewissheit machte ihr Angst und raubte ihr jedes Triumphgefühl, weil sie Mike entkommen war und das lange gehütete Geheimnis in ihrem Tagebuch entdeckt hatte.

Während Lori schlief, betrachtete Cara die Städte, durch die sie fuhren, und hoffte vergeblich, dass ihr irgendetwas bekannt vorkäme.

Der stundenlange Nieselregen verwandelte sich in einen strömenden Dauerregen und erschwerte ihr, überhaupt etwas zu sehen. Ihre Augen brannten und ihre Lider wurden schwer. Als die Augen ihr immer öfter zufielen, setzte sie sich aufrechter hin und konzentrierte sich auf alles, was sie vor dem Fenster sah.

Die Regentropfen auf den Scheiben ließen nur einen verschwommenen Blick zu. Sie wischte die beschlagene Fensterscheibe ab und betrachtete die nasse Welt außerhalb des Busses. Als der Bus an einer Haltestelle stehen blieb, rief der Fahrer: „Shippensburg. Shippensburg, Pennsylvania.“

Ein sonderbares Gefühl beschlich sie. Eine ältere Frau stand auf und ging durch den Gang nach vorne, um auszusteigen.

Die Vorstellung, Lori aus ihrem Schlaf im trockenen, warmen Bus aufzuwecken, um in eine verregnete, unbekannte Welt hinauszugehen, erschien ihr plötzlich lächerlich. Sie hatte ein paar Dollar übrig. Vielleicht könnten sie noch ein Stück weiterfahren.

„Shippensburg?“ Der Fahrer schaute in den Rückspiegel und gab jedem Fahrgast Gelegenheit, auszusteigen.

Cara umklammerte die Armlehnen und redete sich ein, dass jede gute Mutter sitzen bleiben würde. Als die Bustüren anfangen, sich zu schließen, sprang Cara auf und gab dem Fahrer zu verstehen, dass sie auch aussteigen wollte.

Sie steckte ihr Tagebuch in Loris Rucksack und hob ihr schlafendes Kind auf ihre Arme. Neben dem Busfahrer blieb sie stehen. „Haben Sie eine Ahnung, wie ich nach Dry Lake komme?“

„Gehen Sie auf dieser Straße geradeaus.“ Er deutete nach vorne. „In der Earl Street biegen sie rechts ab. Es sind ungefähr zehn Kilometer.“

„Danke.“

„Gleich da vorne ist ein nettes Motel. Das Shippen Place Hotel. Das einzige Hotel hier in der Gegend.“

„Danke.“ Kalte Regentropfen prasselten wie Nadelstiche in ihr Gesicht, als sie aus dem Bus stieg. Da sie kein Geld für ein Hotel hatte, musste sie etwas finden, wo sie kostenlos übernachten könnten.

Lori hob den Kopf von Caras Schulter und begann zu jammern. „Nein, Mama. Ich will nach Hause.“

„Pscht.“ Cara lehnte Loris Kopf auf ihre Schulter und legte den Rucksack über die Wange ihres kleinen Mädchens, um ihr Gesicht vor dem Regen abzuschildern. „Lori, du musst mir vertrauen. Okay?“

Lori schlang leise weinend ihre kleinen Arme um Caras Hals. Wenige Sekunden später war ihre Tochter wieder eingeschlafen, ohne den Regen zu hören, der unaufhörlich auf ihren Rucksack prasselte.



Kapitel 4

Durch das Fenster über der Küchenspüle schaute Deborah zu, wie die hellen Sonnenstrahlen durch die letzten dicken Wolken brachen. Sie schnitt große Fleischstücke für einen Eintopf in mundgerechte Würfel und war in Gedanken bei Mahlon.

Seit ihrem Geburtstag, den sie vorgestern gefeiert hatte, fuhren sie und Mahlon durch den Gemeindebezirk und erzählten ihren Familien und Freunden von ihren Heiratsplänen im Herbst. Sie hatte noch nie so viel Spaß gehabt wie am Donnerstagabend, als sie die Leute überraschend besucht und ihnen ihre gute Nachricht überbracht hatten. Bis Oktober würde nichts offiziell verkündet werden. Erst dann gab der Bischof alle Paare bekannt, die heiraten wollten. Er würde alle vorlesen, die in der Hochzeitssaison heiraten wollten, aber sie müssten schon vorher mit den Planungen beginnen. Sie hatte ein Verlobungsgeschenk für Mahlon bestellt. Für das Geschenk hatte sie ein ganzes Jahr gespart. Sie würde es ihm überreichen, sobald es eintraf.

Ihr Herz schlug vor Vorfreude auf das, was die kommenden Monate bringen würden, höher. Sie schob das geschnittene Fleisch zum Anbraten in eine Fleischpfanne und fing an, das Frühstücksgeschirr zu spülen. Der Wunsch, ihre Morgenarbeiten bald zu erledigen, um dann zu Mahlon gehen zu können, trieb sie zur Eile. Die Betten waren gemacht, die Wäsche war gewaschen und zum Trocknen aufgehängt, und sie und Becca hatten das Frühstück für die Familie gekocht. Ihre To-do-Liste wurde stündlich kürzer. Mahlon hatte sich heute Vormittag in der Schreinerei freigenommen, damit sie mit ihren Planungen beginnen konnten, und sie wollte keine Minute verlieren.

Becca kam in die Küche. Auf jeder Hüfte hatte sie einen Zwilling sitzen. Ihre runden, rosigen Wangen verliehen ihr ein gesundes, kräftiges Aussehen. Seit ihre braunen Haare allmählich grauer wurden und sie bei jeder Schwangerschaft ein paar Pfunde zugelegt hatte, sah sie nicht mehr wie die viel zu junge zweite Ehefrau von Deborahs Vater aus, die

sie vor zwölf Jahren gewesen war. Sie wirkte nun wie die Mutter einer großen, wachsenden Familie.

„Wie viele Häuser wollt ihr euch heute anschauen?“ Becca setzte Sadie und Sally hinter das Sicherheitsgitter ihres Spielzimmers und trat dann an den Herd.

„In Dry Lake gibt es nur zwei. Und ein drittes, das einem Englischen gehört und vielleicht gerade noch innerhalb der Grenzen unseres Gemeindebezirks liegt.“

Becca hob den Deckel und rührte das Fleisch um. „Ja? Wo steht dieses Haus?“

„Ungefähr einen Kilometer von Mahlons Haus entfernt.“

„Auf der rechten oder linken Seite?“

„Links. Die Eigentümer heißen Everson.“

Sie zuckte die Achseln. „Das könnte zu Yoders Bezirk gehören. Sie haben ihre Gottesdienstsonntage an unseren freien Sonntagen. Wenn ihr dorthin zieht, wird es schwerer, deine Familie zu besuchen. Dein *Daed* wird davon nicht begeistert sein.“

„Ja, ich weiß. Mahlon hat fest vor, ein Haus in Dry Lake zu finden, aber er hat gesagt, dass es vielleicht nur in Yoders Bezirk etwas Passendes gibt.“

„Gefällt dir dieses Haus besser als die anderen?“

Deborah trocknete sich die Hände ab. „Für mich ist es nicht so wichtig, wo wir wohnen.“ Sie ging zum Kühlschrank und holte Karotten, Zwiebeln und Kartoffeln heraus. „Ich wäre auch damit zufrieden, in das Haus zu ziehen, in dem er und Ada jetzt wohnen.“

„Es ist klein, aber für den Anfang wäre es doch ein schönes Zuhause.“ Becca stellte das Feuer kleiner, goss einen Viertelliter Wasser über das Fleisch und legte den Deckel wieder auf die Fleischpfanne.

Deborah wusch die Karotten und Kartoffeln, bevor sie sie auf das Schneidebrett legte. „Ja, aber Mahlon sagt, der Vermieter will, dass seine Tochter dort einzieht. Das will er schon seit fast einem Jahr.“

„Ach ja, richtig. Sie wohnen dort nur zur Miete. Es war eine Schande, dass Ada nach dem Tod von Mahlons Vater ihr Haus verkaufen musste.“

Becca nahm ein trockenes Geschirrtuch und begann, das Geschirr abzutrocknen und wegzuräumen. „Die Gemeinde wollte das eigentlich verhindern, aber viele von uns hatten damals selbst schwer an ihren ei-

genen Verlusten zu tragen. Außerdem wollte Ada niemandem zur Last fallen.“

Während sie die Kartoffeln schälte, merkte Deborah, wie die alte Trauer zurückkehrte. Es tat nicht mehr so weh wie früher, aber es schmerzte trotzdem noch. Vor dreizehn Jahren hatte sie ihre Mutter bei demselben Unfall verloren, in dem auch Mahlons Vater gestorben war. Beccas Mann war damals ebenfalls tödlich verunglückt und sechs andere aus ihrer Gemeinde. Alle bei einem tödlichen Autounfall. Die Amisch aus Dry Lake hatten drei englische Fahrer gemietet, die sie zu einer Hochzeit nach Ohio bringen sollten. Sie fuhren hintereinander her, als eines der Fahrzeuge verunglückte. Niemand war bei der Hochzeit angekommen. Damals hatte es in ihrem Gemeindebezirk dreißig Familien gegeben, von denen neun einen Angehörigen verloren hatten. Deborah hatte Jahre gebraucht, um das Gefühl loszuwerden, sie wären mit einem Fluch belegt.

Becca räumte den letzten Teller in den Küchenschrank. „Wird Ada bei dir und Mahlon wohnen?“

„Ja. Das ist zwar nicht Mahlons bevorzugter Plan, aber er kann sich keine zwei Häuser leisten und eines für uns und eines für sie zahlen. Ich verstehe sowieso nicht, warum ihn das stört. Ada wird ihr Leben lang nichts als ein Segen sein.“

„Und dieses Leben wird lang dauern, da sie noch jung ist. Wie alt ist sie? Dreiundvierzig?“

Deborah nickte.

Becca legte das Geschirrtuch über ihre Schulter. „Ich finde es seltsam, dass sie nie wieder geheiratet hat. Aber solange es dich nicht stört, mit ihr unter einem Dach zu wohnen, habt ihr Frieden im Haus.“

„Am schwierigsten wird sein, dass wir beide gern kochen. Ich hoffe, eines der Häuser hat eine große Küche. Dann haben wir beide Platz und können einen Kochwettbewerb veranstalten. Möge die jüngere Köchin gewinnen!“

Becca schmunzelte. „Ada sollte auf der Hut sein. Es sieht so aus, als hätte sie in den letzten Jahren ihre besten Küchengeheimnisse einer ehrgeizigen jungen Frau verraten.“

Zum ersten Mal seit langer Zeit dachte Deborah wieder an ihren früheren Traum, ein amisches Restaurant zu besitzen. Aber sie wohnten abseits vom Touristenstrom, und deshalb war diese Idee nicht prakti-

kabel. Hope Crossing hatte zwar eine amische Gemeinde, die mehr auf Touristen ausgerichtet war, aber Deborahs Familie brauchte sie zu Hause und war auf ihre Hilfe im Haushalt angewiesen. Außerdem war sie in Mahlon verliebt, seit sie zehn Jahre alt war, und sie konnte sich nicht vorstellen, woanders zu wohnen. Mahlons Mutter gab ihr die Möglichkeit, etwas zu tun, was ihr auch sehr viel Freude bereitete: Gegen Bezahlung Kuchen und süßes Gebäck zu machen. Von Ada hatte sie viele Rezepte gelernt, und so backten sie miteinander für eine Bäckerei, die dreimal in der Woche einen Fahrer vorbeischickte.

„Wenn du eine Küche zum Backen brauchst, bist du hier jederzeit willkommen.“ Becca verzog einen Mundwinkel zu einem Lächeln. „Natürlich bleibt das, was hier gebacken wird, auch hier im Haus.“

Deborah schmunzelte. „Es bleibt nicht lang hier. Es wird bestimmt schnell gegessen.“

Becca lachte. „Geh und hol dein Pferd. Vielleicht verlässt Ephraim die Werkstatt lang genug, um dir zu helfen, es vor den Wagen zu spannen.“

„Bist du sicher?“

Einer der Zwillinge begann zu weinen. Es klang, als hätte sich eins der Mädchen einen Finger eingezwickelt oder als hätte das andere ihm ein Spielzeug weggenommen.

Becca schaute ins Zimmer und hob warnend den Finger. „Du solltest lieber gehen, solange hier alles ruhig ist. Deine Schwester Annie muss noch viel lernen, bis sie eine so große Hilfe im Haushalt ist wie du, aber sie ist vierzehn, und da du im Herbst heiratest, wird es höchste Zeit, dass sie ein wenig mehr Übung bekommt, nicht wahr?“

Deborah nickte. „Mahlon hat gesagt, wenn die Erde nicht zu nass ist, graben wir den Garten weiter um, wenn er und Ephraim heute Nachmittag von ihrem Kunden zurückkommen.“

„Er hat recht. Das, was wir gesät haben, reicht nicht, um eine Hochzeitsfeier im Herbst auszurichten. Wenn du also schon unterwegs bist, könntest du im Geschäft vorbeifahren und mehr Samen kaufen, besonders Sellerie- und Karottensamen. Und kauf auch Kisten mit Setzlingen, die wir schon mal pflanzen können. Wir werden im Herbst viel mehr Gemüse als sonst brauchen.“

Deborah lächelte so breit, dass ihr die Wangen fast wehtaten. „Das ist alles so aufregend.“

Becca traten Tränen in die Augen. „Ja, das stimmt. Ich kann dir gar nicht sagen, wie ich mich für dich freue. Wir werden dich hier sehr vermissen, aber dein *Daed* und ich sind so glücklich über deine Heirat. Es überrascht mich, dass du so lange gewartet hast.“

Deborah wollte ihr nicht verraten, dass Ephraim leise, aber bestimmt gesagt hatte, dass sie warten müssten. Damals hatten Becca und *Daed* sechs Kinder unter dreizehn Jahren gehabt, und die Zwillinge waren erst zwei Monate alt gewesen. Wegen *Daeds* gesundheitlichen Problemen konnte er nicht viel helfen.

Aber Annie wäre in ein paar Wochen mit der Schule fertig und könnte dann Becca im Haushalt unterstützen.

Aufgeregt und voll Vorfreude lief Deborah zur Weide, um ihr Pferd einzufangen. Sie wollte Mahlon überraschen und eine Stunde früher kommen, als sie vereinbart hatten.

Doch bevor sie zum Gatter kam, bog ein Wagen in ihre Auffahrt. Ihre Freundinnen Rachel, Linda, Nancy, Lydia, Frieda und Esther saßen darin. Und Lena. Sie sprachen, lachten leise miteinander und winkten ihr zu. Lenas Lächeln allein hätte schon genügt, um Frohsinn zu verbreiten. Aber ihre Cousine beließ es nie nur bei einem Lächeln. Sie lachte gerne und brachte auch andere zum Lachen. Das große Muttermal auf ihrer Wange, konnte ihre gute Laune nicht trüben, und Deborah fand, dass sie die Schönste von ihnen allen war. Aber obwohl sie schon dreiundzwanzig war, hatte noch nie ein Mann Lena gefragt, ob er sie nach dem Singen nach Hause begleiten dürfe.

Lena brachte den Pferdewagen zum Stehen. „Wir sind gekommen, um dir bei der Hausarbeit zu helfen.“

„Ja“, nickte Nancy. „Damit du genug Zeit hast, um mit Mahlon Häuser anzuschauen.“

„Becca hat gesagt, dass ich für heute fertig bin.“

Die jungen Frauen zogen überrascht die Brauen in die Höhe und lächelten dann erfreut.

„Dann komm mit“, forderte Lena sie auf. „Wir fahren ein wenig spazieren ... und spielen Anna Mary einen Streich, und danach setzen wir dich bei Mahlon ab.“

Als Deborah in den Wagen stieg, strich Lydia mit der Hand über einen gekauften Sack Kieselsteine. „Wir haben einen wunderbaren Plan. Lena hat zufällig ein paar Insiderinformationen und weiß, dass Anna

Mary noch keine Zeit hatte, ihre Pflanzen umzutopfen, aber sie hat schon einen Beutel Blumenerde gekauft.“

Die Mädchen begannen, von früheren Streichen zu erzählen, die sie sich gegenseitig gespielt hatten. Als sie in die Nähe von Anna Marys Haus kamen, hielt Lena den Wagen an. Zwei Mädchen blieben sitzen, während die anderen sich am Haus vorbei in den Schuppen schlichen. Sie nahmen Anna Marys Blumenerde mit und tauschten sie gegen den Sack mit den Kieselsteinen aus. Bald waren sie zu Mahlon unterwegs und überlegten lachend, wie lang es wohl dauern würde, bis Anna Mary bemerkte, dass sie Steine statt Erde in ihrem Sack hatte.

Deborah saß vorne neben Lena. „Wenn sie denkt, dass sie den falschen Sack gekauft hat, sollten Lena und ich versuchen, sie zu begleiten. Dann kann eine von uns den Sack wieder austauschen, während sie im Geschäft ist.“

Die Mädchen brachen in neues Gelächter aus.

„Und dabei siehst du so unschuldig aus“, scherzte Lena.

Deborah schob das Band ihrer Kapp schwingungsvoll hinter ihre Schulter. „Nicht nur ich, meine liebe Cousine. Du auch. Nur so kommen wir mit unseren Streichen ungeschoren davon, nicht wahr?“

Als Lena auf die Straße bog, die zu Mahlons Haus führte, bemerkte Deborah ein Auto, das aus der entgegengesetzten Richtung kam. Sie dachte sich nicht viel dabei, bis es zehn Meter von Mahlons Auffahrt entfernt am Straßenrand stehen blieb. Eine Tür ging auf, und ein amischer Mann stieg aus. Erst als der Mann die Autotür schloss und zur Fahrerseite herumging, erkannte sie Mahlon. Selbst aus dieser Entfernung konnte sie ihn an seinem langsamen, ruhigen Gang erkennen. Ihre Freundinnen waren so in ihre lustigen Erzählungen vertieft, dass keine das Fahrzeug oder Mahlon bemerkte. Er stand neben dem Beifahrerfenster und sprach mit dem Fahrer. Dann trat er einen Schritt zurück, winkte und ging über die Wiese zu seinem Haus.

Als würde sie Kindern bei einem Schulauftritt zuschauen, tauchten Erinnerungen an ihre Freundschaft mit Mahlon vor ihrem geistigen Auge auf – gemeinsames Essen in der Mittagspause, Spiele im Schulhof und der gemeinsame Schulweg. Es hatte alles begonnen, als sie in der vierten Klasse gewesen war und er in der sechsten.

Sie hatten miteinander getrauert, nachdem sie beide am selben Tag einen Elternteil verloren hatten. Sie hatten miteinander gelernt, ihren

Verlust zu akzeptieren, sie hatten gelernt, wieder zu lachen, und sie hatten miteinander einen Weg gesucht und gefunden, wieder vertrauensvoll und zuversichtlich durchs Leben zu gehen. Gemeinsam hatten sie viele Veränderungen in ihren Teenagerjahren überstanden. Er hatte sich am 11. September 2001 in New York City aufgehalten und Deborah dann erzählt, wie schrecklich das für ihn gewesen war. Sie wusste von seiner Verwirrung und Hilflosigkeit, von seinem Wunsch nach Rache und seinen immer wiederkehrenden Alpträumen.

Still.

Tief.

Und ... verschlossen?

Das Auto, aus dem er gestiegen war, fuhr an ihrem Pferdewagen vorbei, und sie sah, dass der Fahrer ungefähr in Mahlons Alter war und eine Militäruniform trug. Als sie den Kopf zu der Stelle drehte, an der sie Mahlon gesehen hatte, war er nirgends mehr zu finden. Als Rachel in seine Auffahrt bog, begriff Deborah, dass er wahrscheinlich die Holzterrasse hinaufgestiegen war, die an der Außenseite des Hauses hinauf und direkt in sein Schlafzimmer führte. Sie hatte gedacht, er würde diesen separaten Eingang nie benutzen.

Sie stieg aus, winkte ihren Freundinnen und steuerte auf die Haustür zu.

Was war mit ihm los? Seine Schweigsamkeit erschwerte ihre Beziehung manchmal. Es war nicht immer leicht zu erraten, was er dachte. Aber seit Jahren behielt sie seine Geheimnisse für sich. Nur wenige andere wussten, dass die Last, sich und seine Mutter finanziell versorgen zu müssen, als er noch nicht einmal dreizehn gewesen war, ihn in Panik versetzt hatte, oder dass er nach den Terroranschlägen vom 11. September 2001 Mühe gehabt hatte, die amische Ordnung zu akzeptieren.

Sie klopfte an die Tür und trat ein.

Ada stellte das Bügeleisen auf den Ofen, kam um das Bügelbrett herum und umarmte sie. „Guten Morgen.“

„Guten Morgen, Ada. Wo ist Mahlon?“

„Er schläft noch. Ich kann mich nicht erinnern, wann ich ihn das letzte Mal wecken musste, aber ich möchte heute nicht damit anfangen. Außerdem braucht er wahrscheinlich so viel Schlaf, wie er bekommen kann, da wegen der morgigen Auktion viel Arbeit auf ihn wartet und er heute auch noch viel zu tun hat.“

Deborah hoffte, dass man ihr nicht ansah, was ihr gerade durch den Kopf ging, und atmete zitternd ein. „Hast du etwas dagegen, wenn ich hinaufgehe und ihn wecke?“

„Natürlich nicht.“

Während sie die schmalen Stufen hinaufstieg, hörte sie, wie über ihr Wasser aufgedreht wurde. Das Haus bestand aus einer kleinen Küche und einem Wohnzimmer unten und zwei kleinen Schlafzimmern und einem Badezimmer oben. Unter der geschlossenen Badezimmertür drang ein wenig Wasserdampf in den Flur.

Sie klopfte an die Tür. „Mahlon?“

„Hallo, Deb. Ich bin in der Dusche. Du bist früh hier. Ich bin in ein paar Minuten bei dir.“

Seine Stimme klang nicht anders als sonst.

„Okay.“ Statt wieder nach unten zu gehen, schlenderte sie in sein Zimmer. Es sah aus wie das Zimmer eines unverheirateten Mannes und kein bisschen anders als beim letzten Mal, als sie hier gewesen war. Damals war er noch ein Teenager gewesen. Auf seiner Kommode stapelte sich saubere Kleidung, und in einer Ecke lag ein Haufen Schmutzwäsche. Teile einer Zeitung lagen neben seinem Stuhl; jedes Blatt war so gefaltet, dass sie sehen konnte, welche Artikel er gelesen hatte und welche ihn nicht interessiert hatten. Auf seinem Nachttisch lagen einige Geldscheine.

Er kam ins Zimmer und knöpfte im Gehen sein Hemd zu. Sein Gesicht und das, was sie von seiner Brust sehen konnte, waren noch nass und erinnerten sie an den Jungen, der er früher gewesen war. „Du steckst heute voller Überraschungen. Zuerst kommst du früher, als wir ausgemacht haben, und dann bist du in meinem Zimmer.“ Das Lächeln in seinem Gesicht konnte nicht von den Ringen unter seinen Augen ablenken. Er zog die Hosenträger über seine Schultern und steckte sich das Hemd in die Hose. „Ist etwas passiert?“

Sie versuchte, ihre Gefühle nicht zu zeigen, und wollte nicht angespannt oder neugierig klingen. „Das weiß ich noch nicht genau.“

„Erzähl es mir. Dann versuche ich, es in Ordnung zu bringen.“ In seinen Augen lag etwas, was sie nicht definieren konnte, aber sie kannte diesen Tonfall. In diesem Ton sprach er, wenn er sich zwang, Geduld zu haben. Das geschah meistens dann, wenn das Leben ihm Aufgaben aufbürdete, gegen die er sich innerlich sträubte.

„Du musst nichts in Ordnung bringen. Ich gehöre nicht zu deinen Lasten im Leben, die du ertragen musst.“ Als er weder lächelte noch schmunzelte noch ihr versicherte, dass sie das Beste in seinem Leben sei, wurde sie plötzlich unsicher. „Oder doch?“

Er schüttelte den Kopf. „Du weißt ganz genau, dass es nicht so ist. Ich habe Hunger. Isst du was mit mir?“

Sie war verletzt, weil er ihrer Frage auswich, und versuchte, ihm in die Augen zu schauen, konnte es aber nicht. Sie hatte schon hundertmal erlebt, wie er Fragen seiner Mutter ignoriert hatte, aber sie hatte gedacht, ihr würde er alles anvertrauen.

Sie ging zum Nachttisch und deutete auf das Geld. „Hast du einen zweiten Job?“

„Nein. Dafür hätte ich gar keine Zeit. Dein Bruder lässt mich ja ständig Überstunden machen. Ich wollte eigentlich den ganzen Tag mit dir verbringen, aber ich konnte nur den Vormittag freibekommen.“

Ohne ein Wort zu dem Geld zu sagen, drehte er ihr den Rücken zu und ging zu seiner Kommode.

„Wenn du nur einen Job hast, woher bist du dann gekommen, als ich dich vor ein paar Minuten aus einem Auto steigen sah?“

Er blieb einige Sekunden mit dem Rücken zu ihr stehen. „Ach, darum geht es also?“ Nachdem er ein Paar Socken aus einer Schublade gezogen hatte, setzte er sich aufs Bett und drehte ihr immer noch den Rücken zu. „Eric Shriver ist auf Heimaturlaub, und wir haben uns getroffen. Das ist alles.“

„Ich wusste nicht, dass er wieder in Amerika ist.“ Sie hatte auch nicht gewusst, dass Mahlon Eric immer noch als seinen Freund betrachtete und sich mit ihm traf. Sie hatten sich vor ungefähr sechs Jahren angefreundet, als er und Ephraim für Erics Eltern Küchenschränke eingebaut hatten. Aber Mahlon hatte sich entschieden, diese Freundschaft aufzugeben, als er in die amische Gemeinschaft eingetreten war. Oder hatte sie das falsch verstanden? War er mit einem Soldaten befreundet?

Nachdem er die Schuhe angezogen hatte, stand er auf. „Er kam letzte Woche nach Hause. Und ... freust du dich darauf, dir heute Vormittag Häuser anzuschauen?“

Sie spürte, dass er nicht über Eric sprechen wollte, und beschloss, ihn nicht zu drängen, aber sie war trotzdem verletzt.

Er schaute sie forschend an und trat dann näher. „Es war nichts, Deb.

Er kam gestern Abend her und wollte sich mit mir unterhalten. Und ich bin mit ihm weggefahren.“

„Du warst die ganze Nacht weg ... und ihr habt euch nur unterhalten?“

„Hey, ihr zwei“, rief Ada. „Der Immobilienmakler ist da.“

„Wir sind gleich unten.“ Er legte die Hände auf ihre Schultern. „Zeigt meine Deb plötzlich eine leichte Unsicherheit? Denn falls das der Fall sein sollte, würde ich am liebsten unsere amischen Regeln missachten und diesen seltenen Augenblick mit einer Kamera festhalten.“

Sie verdrehte die Augen. „Ich zweifle nicht an deiner Liebe oder an deiner Treue. Nur hin und wieder an deinem gesunden Menschenverstand.“

Er strich mit den Lippen über ihre Wange. „Ich habe dich, und das zeigt doch, dass ich einen unglaublich guten Menschenverstand habe.“

„Ja ... das stimmt natürlich.“

Lachend ließ er sie los. „Du hattest immer genügend Freunde, deshalb kannst du wahrscheinlich nicht wirklich verstehen, wie sich Eric fühlt. Ich habe mich auch immer ziemlich schwergetan, Freundschaften zu schließen, deshalb sind wir zwei uns ein bisschen ähnlich. Sollte ich den Kontakt zu ihm abbrechen, nur weil er als Soldat im Irak war und ich in dieser Zeit in eine Kirche eingetreten bin, die Gewaltlosigkeit predigt?“ Er nahm einen Kamm von seiner Kommode und fuhr damit durch seine braunen Haare.

Nachdem er Eric kennengelernt hatte, hatte Deborah sich manchmal gefragt, ob Mahlon überhaupt ihrer Gemeinschaft beitreten würde. Manchmal schien diese Freundschaft nicht nur den religiösen und politischen Grenzen, die zwischen ihnen standen, zu widersprechen, sondern auch völlig unlogisch zu sein. Aber sie wusste, wenn sie Mahlon bedrängte, würde er noch stiller und schweigsamer werden, als er es ohnehin schon war. Und damit wäre keinem gedient.

Sie baute sich vor ihm auf. „Wenn ich dich nicht habe, fehlt mir immer ein wichtiger Freund. Ich kann also nachvollziehen, wie sich Eric fühlt. Aber es ist einfach seltsam, dass zwei Leute, die das Leben mit so unterschiedlichen Augen sehen, den Abend miteinander verbringen wollen.“

„In bestimmten Punkten überrascht es mich, wie ähnlich wir die Dinge sehen. Außerdem gehören Unterschiede doch bei einer Freund-

schaft dazu, oder? In Bezug auf Kochen oder Haushalt oder neue Kleider unterscheiden du und ich uns ja auch.“

Sie beschloss, seinem Urteilsvermögen zu vertrauen. „Das ist richtig. Andererseits würdest du in einem meiner selbst genähten Kleider wahnsinnig gut aussehen.“ Er zog sie an sich heran. „Ich würde dir fast jede Beleidigung durchgehen lassen, solange du in meinem Schlafzimmer stehst und ich dich umarme ...“ Er beugte sich nach unten und küsste sie. „Aber jetzt sollten wir lieber gehen.“ Er nahm sie an der Hand und führte sie die Treppe hinab.